

SETH PATRICK

Reviver

Das Flüstern der Toten

Buch

Jonah Miller ist ein »Reviver«: Er kann mit den Toten Kontakt aufnehmen und sie für kurze Zeit wieder zum Leben erwecken, damit sie sich von ihren Familien verabschieden oder der Polizei mitteilen können, wer für ihren Tod verantwortlich ist. Seit der Journalist Daniel Harker vor zwölf Jahren die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf das Phänomen der »Reviver« lenkte, unterstützen einige von ihnen die Polizei bei Mordermittlungen. Das Wiederbeleben ist Jonah Millers ganzer Lebensinhalt, und er ist der Beste auf diesem Gebiet. Doch jede Wiederbelebung hinterlässt Spuren, und für Jonah wird es immer schwerer, seine Beziehungen zu den Lebenden aufrechtzuerhalten. Als er das Opfer eines brutalen Mordes wiederbelebt, bemerkt er, dass eine dunkle, Furcht einflößende Präsenz ihn vom Jenseits aus beobachtet. Etwas Böses, da ist er sich sicher, spricht durch die Tote zu ihm – auch wenn Jonahs Vorgesetzte, die die Wiederbelebungen beobachten, ihm später versichern, dass er sich alles eingebildet haben muss. Kurz darauf verschwindet der Journalist Daniel Harker – einige Wochen später wird seine Leiche gefunden. Nur Jonah besitzt die Fähigkeit, ihn wiederzubeleben und das Rätsel um Harkers Tod und die unheimliche Botschaft aus dem Jenseits zu lösen ...

Autor

Seth Patrick wurde in Nordirland geboren und studierte in Oxford Mathematik. Als Spieleprogrammierer arbeitet er an der mehrfach preisgekrönten *Total War*-Serie mit. Seth Patrick lebt mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern in England. *Reviver – Das Flüstern der Toten* ist sein erster Roman.

SETH PATRICK

REVIVER

DAS FLÜSTERN DER TOTEN

THRILLER

AUS DEM ENGLISCHEN
VON KRISTOF KURZ

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel *Reviver* bei Macmillan, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2014

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © Seth Patrick 2013

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß/Augsburg,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock

Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer

Herstellung: sam

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38110-4

www.blanvalet.de

KAPITEL 1

Manchmal hasste Jonah Miller es, mit den Toten zu reden.

Der verstümmelte Leichnam der Frau lehnte an der gegenüberliegenden Wand des kleinen Büros. Der Mörder hatte sie von der Mitte des Raums dorthin gezerrt und vor die Wand gesetzt. Ihr Kopf war zur Seite gekippt.

Die Spurensicherung war bereits vor Ort gewesen. Jetzt war er an der Reihe. Die Techniker hatten es ziemlich eilig gehabt, wieder zu verschwinden, was Jonah gut verstehen konnte. Es war nicht gerade ein Vergnügen, dem Bericht einer Leiche über ihr eigenes Ableben zu lauschen.

Zum Schutz sowohl des Tatorts als auch seiner eigenen Kleidung trug er einen weißen forensischen Overall, dazu Handschuhe und Plastiküberzüge an den Füßen. Langsam holte er tief Luft und versuchte, den nur allzu vertrauten dumpfen Blutgeruch auszublenden.

Der Mörder hatte den großen Holzstuhl achtlos vor das Fenster geworfen, nachdem er die Frau damit zu Tode geprügelt hatte. Überall war Blut; es klebte in fächerartigen Mustern auf Wänden und Decke.

Die brutale Attacke hatte dem Körper der Frau große Schäden zugefügt. Die Knochen ihrer Gliedmaßen waren gebrochen, ihr Oberkörper war aufgerissen und deformiert, der Hinterkopf eingeschlagen. Der Hals hingegen wirkte unversehrt; auch die Lunge war – soweit Jonah es beurteilen

konnte – intakt. Und nur darauf kam es an. Drei Kameras waren im Raum verteilt und warteten darauf, alles, was nun geschah, aufzuzeichnen. Deshalb musste die Aussage laut und deutlich zu hören sein.

Der zuständige Rechtsmediziner hatte den Körper nicht bewegt. Jede Manipulation des Leichnams erschwerte die Wiederbelebung und verminderte ihre Erfolgschancen. Der Todeszeitpunkt wurde auf einundzwanzig Uhr des vergangenen Abends geschätzt – also vor beinahe zwölf Stunden.

Ihr Name war Alice Decker. Die klinische Psychologin war in ihrem eigenen Büro ermordet worden. Ein Familienfoto in einem verbogenen Rahmen lag auf dem Boden; darauf lächelte ihm Alice Decker zusammen mit ihrem Ehemann und ihren beiden Töchtern im Teenageralter zu.

Behutsam trat Jonah um eines der dreibeinigen Kamerastative herum. Der Papieranzug raschelte, als er auf Zehenspitzen zwischen den Kabeln und Blutflecken hindurchschlüpfte. Er ging vor Alices Leichnam in die Hocke und legte den rechten Latexhandschuh ab. Direkter Körperkontakt war eine unangenehme Notwendigkeit.

»Bereit?«, fragte er und blickte in das Objektiv der nächstgelegenen Kamera. Durch das Headset, das er trug, hörte er eine knappe Bestätigung. Die Lichter der Kamera schalteten von Rot auf Grün – die Aufnahme hatte begonnen.

Jonah nahm die zerschmetterte Hand des Opfers in seine eigene. »Wiederbelebung von Alice Decker durch den zuständigen Reviver J.P. Miller«, verkündete er. Stumm filmten die Kameras, wie er sich konzentrierte. Mehrere Minuten vergingen. Er hatte die Augen geschlossen, und nichts in seiner Mimik verriet seine Anstrengung. Diesen Teil seiner Arbeit verabscheute er ganz besonders: den Sprung in den dunklen Abgrund, aus dem er die Toten zurückholte.

Bei einem gewaltsamen Todesfall war es noch schwieriger – und Jonah hatte ausschließlich mit gewaltsamen Todesfällen zu tun.

Das Ausmaß der Gewalt schränkte auch die Zeitspanne ein, die ihm zur Verfügung blieb. Wenn er Alice zurückbrachte, würde er schätzungsweise nur fünf Minuten für das Verhör haben, unter Umständen auch erheblich weniger. Sobald er alle wichtigen Informationen erhalten hatte, würde er sie unverzüglich gehen lassen. Nach dem Schock des gewaltsamen Todes und dem Frevel der Wiederbelebung war das das Mindeste, was er für sie tun konnte.

Er öffnete die Augen und atmete tief durch. Nach zwölf anstrengenden Minuten war er kurz davor, sie zurückzuholen. Das Schlimmste war vorüber. Jetzt musste er sich einen Augenblick sammeln, bevor er die letzte Hürde in Angriff nahm.

Ihre geöffneten Augenlider zuckten. Ein gutes Zeichen. Einen Moment lang verharrte sein Blick auf ihrem linken Auge, das bei dem Angriff verletzt worden und teilweise ausgelaufen war, sodass sich auf der Oberfläche des Augapfels leichte Runzeln gebildet hatten. Die Spitze des Knochenstücks, das die Wunde verursacht hatte, ragte aus der blutigen Masse um das Auge herum.

Ein Kopfhautlappen, der sich während der Attacke gelöst hatte, hing über Alices linkem Ohr. Die grässliche Wunde schillerte in den verschiedensten Farben – Weiß-, Grau- und Rottöne vermischten sich mit Alices blondem Haar. Der Hinterkopf hatte die schlimmsten Schäden davongetragen. Glücklicherweise lehnte er gegen die Wand und war somit nicht sichtbar.

Dann war Jonah bereit. Er schloss die Augen und fuhr mit der Wiederbelebung fort. Wenige Augenblicke später durch-

fuhr ein kurzes Zittern Alice Deckers Kehle. Ein paar Sekunden später hatte er sie.

»Sie ist hier«, sagte er.

Die Leiche holte Luft. Ein beunruhigendes feuchtes Raseln drang aus ihrem Brustkorb, der sich aufgrund der vielen Verletzungen unregelmäßig hob. Jonah konnte die tiefen Risse im Fleisch auch durch die Kleidung hindurch deutlich erkennen. Unter dem zischenden Luftstrom, der in die Lunge der toten Frau gesogen wurde, war das leise Knacken von Knochen und Knorpeln zu hören. Ihre Stimmbänder bewegten sich und erzeugten ein sanftes Heulen.

Sobald sich ihre Lunge mit Luft gefüllt hatte, hielt sie inne.

»Mein Name ist Jonah Miller. Wissen Sie, wer Sie sind?« Jonah wartete angespannt ab. Es war keineswegs garantiert, dass er eine Antwort erhalten würde – hörbar oder nicht.

Sie stieß ein tiefes Seufzen aus. Das schreckliche Blubbern ihrer Lunge schien dagegen unangenehm laut.

Langsam bildete sie ein Wort. »Jaaaa ...«, sagte sie. »Alice ...«

Die Kameras zeichneten nur ein monotones Flüstern wie aus weiter Entfernung auf. Auf Jonah dagegen wirkte es, als würde die Tote erschreckend klar und deutlich direkt in sein Ohr sprechen. Und genauso deutlich nahm er auch ihre Emotionen wahr, las in ihr wie in einem offenen Buch. Bei Mordopfern war üblicherweise die blanke Wut das dominierende Gefühl. Sie waren wütend, weil sie tot waren. Wütend, weil man ihre Ruhe gestört hatte.

Jonah nahm ihre Hand und beugte sich vor. Er holte tief Luft und schaute ihr in die Augen. Natürlich konnten die Toten nichts mehr sehen, doch er wäre sich wie ein Feigling vorgekommen, wenn er den Blickkontakt vermieden hätte.

»Alice, Sie sind in Sicherheit«, sagte er mit ruhiger, warmer Stimme.

Alice atmete aus. Der Brustkorb senkte sich mit dem Knackenden reißenden Gewebes. Dann holte sie erneut Luft.

»Nein ...«, sagte sie. Sie klang verzweifelt. Ein schlechtes Zeichen. Selbstmitleid half ihm nicht weiter – Empörung dagegen schon.

Er hielt inne. Ob sie sich ihrer Situation überhaupt bewusst war? Bei erwachsenen Mordopfern war das Leugnen des eigenen Todes kein ungewöhnliches Phänomen. Ihre Weigerung, diese Tatsache zu akzeptieren, konnte zu einem abrupten Ende der Wiederbelebung führen – üblicherweise durch einen plötzlichen unzusammenhängenden Redeschwall, gefolgt von ewigem Schweigen.

»Wissen Sie, wo Sie sind, Alice?«, fragte er.

»In meinem Büro.« Die Verwirrung in ihrer Stimme war nicht zu überhören. Sie wusste, was passiert war, und ihre Angst war nur zu verständlich.

»Bitte lassen Sie mich gehen«, sagte sie. Jonah hielt inne, als eine schmerzliche Erinnerung über ihn hereinbrach. Er hatte diese Worte oft genug gehört, doch sie brachten ihn immer wieder aus dem Konzept.

»Das werde ich. Zuvor muss ich Ihnen allerdings ein paar Fragen stellen. Was ist hier geschehen, Alice? Was ist mit Ihnen passiert?«

Alice atmete aus, sagte aber nichts. Wertvolle Sekunden verstrichen. Jonah konnte sich gut vorstellen, wie nervös das Zögern ihrer wichtigsten Zeugin die Beobachter machte. Die Zeit war knapp. Trotzdem durfte er die Geduld nicht verlieren. Endlich hob sich der Brustkorb, als sie wieder Luft holte.

»Bitte lassen Sie mich gehen«, sagte sie.

Jonah wägte seine Möglichkeiten vorsichtig ab und entschied sich für eine andere Vorgehensweise.

»Erzählen Sie mir, was hier passiert ist, Alice«, sagte er mit gebieterischer, kalter Stimme. »Dann lasse ich Sie gehen.«

Eine weitere Pause folgte.

»Wir wollen denjenigen zur Rechenschaft ziehen, der Ihnen das angetan hat. Doch dazu brauchen wir Ihre Hilfe.«

Immer noch keine Antwort. Er beschloss, ein gewisses Risiko einzugehen, indem er sie provozierte.

»Ist Ihnen denn völlig egal, was man Ihnen angetan hat?«

Er spürte, wie sich ihre Verzweiflung in Wut verwandelte, wie ihr Zorn wuchs.

»Ich war allein«, sagte sie. »Außer mir war niemand mehr im Gebäude. Ich habe gearbeitet. Die Tür ging auf.« Sie holte Luft und verstummte. Mit jedem Atemzug, jeder Pause wuchs das Risiko, dass sie für immer schwieg. Er musste dafür sorgen, dass sie weiterredete. Andererseits durfte er sie nicht zu sehr bedrängen. Er wartete einige Sekunden ab, bevor er seine nächste Frage stellte.

»Wann war das?«

»Um kurz nach elf. Ich habe ihn gefragt, was er hier zu suchen hat.«

»Wen haben Sie das gefragt, Alice?«

»Er hat gesagt, dass George ihn reingelassen hätte, aber George hatte schon vor Stunden Feierabend gemacht.«

»Wer war es, Alice?«

»Er hatte geweint, das konnte ich deutlich sehen. Seine Hand war blutverschmiert. Als er gemerkt hat, dass ich sie anstarrte, hat er sie hinter dem Rücken versteckt.«

»Wer war es, Alice?« Er musste so schnell wie möglich den Namen erfahren, bevor sie ihm entglitt. Die Details waren nebensächlich.

»Ich habe irgendwas über die Tür gesagt, um ihn abzulenken. Er drehte sich um, und da habe ich nach dem Telefon gegriffen. Ich wusste, dass ich in Gefahr war.«

Sie verstummte. Diesmal atmete sie nicht ein.

»Wer war es, Alice? Wie lautet sein *Name*?« Er hörte, wie einer der beobachtenden Polizeibeamten fluchte, und hätte am liebsten dasselbe getan. Wieder holte Alice Luft, diesmal noch tiefer. Jonah zuckte zusammen, als ihr Rücken dabei mehrere Zentimeter an der Wand entlangglitt.

Widerwillig näherte er sich ihr und legte den rechten Arm um sie. Er drückte sein Knie fest gegen ihre Beine, damit sie nicht an der Wand hinabrutschte. Dabei konnte er ihre Verletzungen in aller Deutlichkeit ertasten. Eine gebrochene Rippe bohrte sich schmerzhaft in seinen Unterarm. Als sie weitersprach, spürte er ihren Atem auf seinem Gesicht.

»Er hat meine Hand auf dem Hörer bemerkt. Er war schnell, hat sie gepackt. Dann hat er mir auf den Kopf geschlagen. Ich fiel um. Er hob mich auf – und schleuderte mich wieder auf den Boden. Er war so wütend. Bitte nicht, habe ich gesagt. *Bitte nicht*.« Dann wandte sie sich direkt an Jonah. »Bitte lassen Sie mich gehen.« Sie verstummte erneut.

»Wie lautet sein Name, Alice? *Der Name*.«

Jonah hielt den Atem an. Fünfzehn Sekunden vergingen, bis sie so plötzlich Luft holte, dass er erschrak. Er spürte, wie Muskeln rissen und Knochen aufeinanderschabten.

»Roach«, sagte sie mit schwächer werdender Stimme. Sie verlor die Konzentration, entglitt ihm allmählich. »Franklin Roach. Er hat den Stuhl aufgehoben und gegen meinen Kopf geschlagen. Er war so wütend.«

Schweigen. Seine Intuition verriet Jonah, dass er nicht mehr erfahren würde. Er wartete noch einen Augenblick, bevor er sich zu den Kameras umdrehte.

»Ich glaube, das war's.«

Er hörte eine kurze Bestätigung, dann schalteten die Kameras erneut von Grün auf Rot. Die Aufnahme war beendet.

Obwohl Alice verstummt war, war sie immer noch anwesend – sie würde erst frei sein, wenn er den Körperkontakt unterbrach, wenn er ihre Hand losließ.

»Wir werden ihn schnappen«, sagte er mit sanfter Stimme. »Ruhen Sie sich aus.« Er wollte sie gerade gehen lassen, als sie ein weiteres Mal mit angsterfüllter, panischer Stimme aufschrie.

»Da ist etwas«, sagte sie. »Bitte lassen Sie mich gehen. Da kommt etwas auf mich zu.«

Sie war verwirrt. Irgendwie war es ihr gelungen, sich wieder zu konzentrieren, und Jonah wollte sie nicht in diesem Zustand gehen lassen. Er wollte sie trösten. Ihre Angst war so groß, dass Jonah darum kämpfen musste, nicht selbst die Fassung zu verlieren. Jeder Reviver spürte die Emotionen der Wiederbelebten am eigenen Leib, und wenn diese Emotionen eine gewisse Stärke erreichten, konnten sie ihn förmlich überwältigen.

»Da ist nichts, Alice. Ruhen Sie sich aus. Es ist vorbei. Schlafen Sie.«

»Da kommt etwas ... bitte, lassen Sie mich gehen!«

»Schon gut, Alice, schon gut. Sie sind in Sicherheit.«

»Ich kann es nicht sehen! Ich kann es nicht sehen!« Ihre Lippen bewegten sich kaum noch, ihre Stimme wurde leiser, doch Jonah kam es so vor, als würde sie schreien.

»Sie sind in Sicherheit, Alice. Bitte, Sie ...«

»Es ist unter mir!« Sie war nur noch von schierer, alles verzehrender Angst erfüllt. Er erstarrte, verblüfft vom Ausmaß ihrer Furcht, die auch auf ihn übergriff. Unter ihm lauerte

eine Dunkelheit, umkreiste ihn ... »Bitte, bitte lassen Sie mich gehen! *Bitte*, es ...«

Jonah ließ ihre Hand fallen und wich zurück. Er taumelte nach hinten, ohne sie aus den Augen zu lassen. Er hatte nichts getan, um sie derart zu verängstigen. Sie war einfach nur verwirrt gewesen; ihre Worte hatten keine Bedeutung. Er hätte sie sofort gehen lassen sollen.

Und doch hatte er nicht nur gezögert, um ihr den Abschied zu erleichtern. Er hatte tatsächlich etwas gespürt. Wieder drehte er sich zu den Kameras um.

»Haben Sie das aufgenommen?«, fragte er, ohne eine Antwort zu erhalten. Niemand hörte ihm zu. Dann wurde das rote Licht auf der Kamera schwächer und verlosch. Jonah sah es verwirrt an, als er eine Bewegung in der spiegelnden Linse bemerkte. Er drehte sich um. Alices Kopf, der während der Wiederbelebung schlaff auf der Seite gelegen hatte, zuckte und hob sich. Ihre Augen rollten herum und sahen ihm direkt ins Gesicht.

Es war nicht Alice. Jonah hatte keine Ahnung, was ihn da anstarrte.

»*Wir sehen dich*«, sagte es. Dann war es verschwunden.

KAPITEL 2

Um kurz nach halb zwei klopfte es an Daniel Harkers Tür.

Es war ein heißer, stickiger Nachmittag. Daniel war erst vor einer Stunde aufgestanden und nicht in Stimmung für Besuch. Er hatte die Autoreifen auf dem Kies und die Schritte gehört, die sich der Tür näherten. Als das Klopfen schließlich ertönte, hatte er bereits entschieden, es zu ignorieren.

Er saß allein in der Küche. Die Vorhänge waren noch zugezogen. Sein karges Mittagessen bestand lediglich aus trockenem Toast und Tomatensuppe. Mehr brachte er nicht hinunter. Er warf einen Blick auf die beiden leeren Weinflaschen im Spülbecken und schwor sich, in den nächsten Tagen die Finger vom Alkohol zu lassen. Oder zumindest bis heute Abend.

Er war sich durchaus bewusst, dass er zu viel trank. Ein jährlich wiederkehrendes Muster, sobald der verhasste Monat April anbrach. Wie immer um diese Zeit zog er sich zurück, redete mit niemandem mehr und versank in einer Depression, die ihn bis Ende Juni nicht verlassen würde.

Inzwischen war es Mitte Juni; seine Tochter Annabel – die in England als Journalistin arbeitete – wollte ihn zum Unabhängigkeitstag am vierten Juli besuchen kommen.

Es würde mindestens eine Woche dauern, bis er ausgenüchtert war und das Haus einigermaßen auf Vorder-

mann gebracht hatte. Natürlich wusste sie von seinen Depressionen. Immerhin hatte sie dasselbe durchgemacht wie er, aber sie war noch jung gewesen. Inzwischen hatte sie gelernt, damit umzugehen.

Ihr jährlicher Besuch stellte einen Silberstreif am Horizont dar, dem Daniel entgegenfiebern konnte, denn er stellte das Ende seiner Trauerzeit dar – zumindest bis zum nächsten April. Ohne seine Tochter würde er vermutlich bis in alle Ewigkeit vor sich hin brüten. Er vermutete, dass ihr das ebenfalls bewusst war. Jedes Jahr gestand sie ihm genau diese Frist zu, und keinen Tag länger. Jedes Jahr seit dem Tod ihrer Mutter.

Er vermisste Robin. Gott, wie ihm seine Frau fehlte.

Sie war Grundschullehrerin gewesen, hatte ihre Arbeit geliebt und sich selbst dann nicht zur Ruhe gesetzt, als Daniel reich und berühmt geworden war.

»Wir müssen uns ums Geld keine Sorgen mehr machen«, hatte er ihr immer wieder gesagt. »Wir sollten einen draufmachen, sollten es genießen.« Robin hatte darauf stets eine einfache Antwort parat gehabt, die Daniel sofort verstummen ließ: Sie würde kündigen, wenn er aufhörte zu schreiben. Und *das* war überhaupt nicht in Frage gekommen.

Obwohl er nicht durch seine Romane so reich geworden war.

Nach seinem Abschluss in Englischer Literatur hatte er sich treiben lassen und einen einjährigen Journalismuskurs besucht. Einerseits hatte er keine Lust gehabt, sich eine Arbeit zu suchen, andererseits wollte er sich etwas dazuverdienen, während er an seinem ersten Roman schrieb.

Den Roman hatte er bald aufgegeben und den nächsten angefangen. In der Zwischenzeit arbeitete er für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften. Durch seine Kompetenz und

seine Hingabe verdiente er bald gutes Geld, seine Arbeit fand allerdings kaum Beachtung.

Seine Artikel waren flüssig und auf den Punkt geschrieben. Leider fehlten ihm nicht nur das Glück und die Weitsicht seiner Kollegen, ihm fehlte auch etwas weit Wichtigeres – die Bereitschaft, die Wahrheit zu verdrehen und zu verzerren, die Bereitschaft zur *Lüge*. Die Bereitschaft, ein kleines Körnchen Wahrheit ins Ungeheuerliche aufzublasen. Und so blieben nicht nur seine Artikel ziemlich unspektakulär, auch seine schriftstellerischen Ambitionen gerieten ins Stocken.

Bis er vor zwölf Jahren mit Eleanor Preston das Phänomen der Wiederbelebung entdeckte.

Ein Bekannter hatte ihn auf die Spur gebracht: Angeblich erleichterte ein betrügerisches Medium die Hinterbliebenen kürzlich Verstorbener um ihr Geld.

Die sechzigjährige Eleanor Preston hatte zwanzig Jahre lang in der Verwaltung eines Hospizes gearbeitet, bis sie auf das Betreiben einer gewissen Trudy Brewer hin gefeuert wurde. Trudy Brewers Onkel war in diesem Hospiz gestorben, und laut Brewer hatte Preston ihren Eltern für eine nicht unerhebliche Summe ihre Dienste angeboten. Auf den ersten Blick hatte Trudy Brewer einen negativen Eindruck auf Daniel gemacht. Ihr schien es in erster Linie ums Geld zu gehen; ihr Onkel und ihre Eltern waren recht wohlhabend. Daniel begriff sofort, dass man Eleanor Preston aus Trudy Brewers Erbmasse entlohnt hätte.

Als Daniel mit den Eltern sprach, schöpfte er noch keinen Verdacht. Sie machten nur vage Andeutungen darüber, welche Dienstleistung Eleanor Preston tatsächlich für sie erbracht hatte, versicherten ihm aber, dass sie kein Geld dafür

verlangt hatte. Daniels Interesse ließ nach, als sich abzeichnete, dass hier keine reißerische Story zu holen – und zu verkaufen – war, doch da hatte er bereits einen Interviewtermin mit Eleanor Preston vereinbart, den er aus Höflichkeitsgründen nicht absagen wollte.

»Am Anfang wusste ich gar nicht, wie mir geschieht«, hatte Eleanor Preston gesagt. Sie hatten auf einer Bank gesessen, in einem Park, der fünf Minuten von ihrem Haus entfernt war. Die Sonne stand tief, die Novemberluft war kalt. Daniel wollte vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein.

Eleanor Preston war leicht übergewichtig, lächelte stets und wirkte sehr liebenswürdig. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er ihre Zeit verschwendete.

»Das war vor ungefähr einem Jahr«, fuhr sie fort. »Maggie war eine alleinstehende Frau. Dreiundsiebzig. Ihre Familie sorgte dafür, dass es ihr im Hospiz an nichts fehlte, kam sie aber nur selten besuchen. Damals unterhielt ich mich jede freie Minute mit all denjenigen Patienten, die sonst keine Ansprache hatten, und so verbrachte ich ein paar Wochen mit ihr. Wir wussten beide, dass nur ich für sie da sein würde, wenn ihr letztes Stündlein schlug. Ich rechnete damit, dass ihr noch zwei, drei Wochen blieben, als sie eines Tages zwischen der Morgenvisite und dem Frühstück ganz plötzlich verstarb. Nachdem man sie für tot erklärt hatte, durfte ich eine Weile bei ihr sitzen bleiben. Ich nahm ihre Hand und sagte ihr, wie leid es mir tat, dass ich mich nicht von ihr verabschiedet hatte. Ich weiß immer noch nicht, was als Nächstes geschah. Eigentlich verstehe ich es bis auf den heutigen Tag nicht.«

Daniel rutschte auf der Bank herum. Die Kälte kroch ihm in die Knochen, und er rieb sich die Hände. Als er Eleanor Prestons Blick bemerkte, gab er sich alle Mühe, nicht unge-

duldig zu klingen. »Also haben Sie erst vor einem Jahr herausgefunden, dass Sie ein Medium sind?«

Eleanor lächelte. »Oh, ich bin kein Medium, Mr. Harker. Ehrlich gesagt weiß ich nicht, *was* ich bin. Seither habe ich fünf Familien in schweren Stunden zur Seite stehen dürfen. Ich nehme kein Geld dafür. Es war nur eine Frage der Zeit, bis alles herauskommt. Aber ein Medium bin ich nicht.«

Daniel fragte sie, was sie damit meinte, und Eleanor Preston erzählte ihm alles bis ins lächerlichste Detail. Die Toten redeten mit ihr, behauptete sie. Körperlich, indem sie ihre Körper und Münder bewegten. *Sie ist kein Medium*, dachte Daniel. *Noch nicht mal eine Hochstaplerin. Nur verrückt.* Obwohl ihm die Skepsis deutlich ins Gesicht geschrieben stand, fuhr Preston fort, wobei sie Daniel geduldig und leicht amüsiert beobachtete. Am nächsten Abend würde sie eine »Sitzung« abhalten. Die Familie hätte nichts dagegen, wenn er dabei wäre und alles aufzeichnete.

Sie glaubt das wirklich, dachte Daniel. Jetzt wollte er herausfinden, wie diese Frau trotz ihrer offensichtlichen Fähigkeit, rational zu denken, derart verblendet sein konnte. Vielleicht konnte er ja daraus eine Story machen.

Und so befand sich Daniel dreißig Stunden später mit Eleanor Preston in dem kleinen Nebenzimmer eines Bestattungsunternehmens. Ein toter Mann lag auf einem weißen Laken. Des Weiteren waren die Witwe und die Tochter des Verstorbenen anwesend. Sie begrüßten Daniel so herzlich, dass er errötete. Offenbar litten sie ebenso unter Wahnvorstellungen wie Eleanor Preston.

Man bot ihm einen Stuhl an, und er setzte sich. Fünfzehn Minuten später hatte er zum Glauben gefunden. Fünf Tage später erfuhr die Welt davon.

Wieder klopfte es an Daniels Tür. Warum zum Teufel mussten die Leute nur so verdammt hartnäckig sein? Momentan wollte er mit niemandem reden. In den letzten fünf Wochen hatte er nur zweimal das Haus verlassen, verzweifelt gegen seinen überwältigenden Drang nach Einsamkeit angekämpft, und für was? Der Mann, den er treffen wollte, war zu ihrem zweiten Gesprächstermin überhaupt nicht erschienen.

Wer da auch immer an der Tür war, konnte ihm auch eine Nachricht schreiben und ihn ansonsten verdammt nochmal in Ruhe lassen. Er stellte seinen Teller ins Spülbecken und machte sich an den Abwasch.

Über der Spüle hingen zwei gerahmte Zeitschriftencover an der Wand, die die großen Wendepunkte seines Lebens markierten. Zum einen die Ausgabe des *Time*-Magazins, in dem der leicht geänderte Artikel erschienen war, den er vor zwölf Jahren wie im Rausch geschrieben hatte. »Gespräche mit Toten«, lautete die Schlagzeile. Darunter stand sein Name.

Daneben hing das Cover seines ersten veröffentlichten Buchs, das ihn und Eleanor reich gemacht hatte. Zum Teil war es eine Biographie Eleanors, handelte jedoch im Wesentlichen von der Revival Baseline Research Group, einem Forschungsprojekt, das als Reaktion auf das immense öffentliche Interesse an diesem neuen Phänomen ins Leben gerufen worden war.

Er sah sich die Cover immer noch gerne an – er war stolz auf seine Arbeit, und dass die Reaktion der Öffentlichkeit darauf Faszination und nicht Furcht gewesen war.

Als er mit wachsendem Erstaunen an Eleanor Prestons Seite vor einem sprechenden Toten gestanden hatte, hatte er verzweifelt versucht herauszufinden, wie dieser Trick funktionierte. Doch irgendwann war die Wahrheit nicht zu leug-

nen, so erschütternd sie auch sein mochte: sein Zynismus verschwand mit jedem weiteren Wort, das über die toten Lippen kam. Zuerst hatte ihn die nackte Angst gepackt. Er wusste, dass es kein Trick war, und fürchtete sich vor dem, was als Nächstes kommen würde. Je länger Eleanor Preston mit dem Toten sprach, ihm mit sanfter Stimme Fragen stellte, desto mehr zerstreuten sich Daniels Befürchtungen. In einer friedlichen und beruhigenden Atmosphäre redete der Tote mit seiner Familie.

Es war eine sehr persönliche, liebevolle Unterhaltung. Der Mann sprach von seinen Erinnerungen, von den schönen Zeiten, die er erlebt hatte. Seine Frau und seine Tochter versprachen ihm, ihr Leben zu genießen und sich immer mit einem Lächeln an ihn zu erinnern. »Wir lieben dich«, versicherten sie ihm immer wieder unter Tränen. »Wir vermissen dich.«

Freudig verabschiedeten sie sich.

Daniel hatte in seinem Artikel genau diesen Augenblick thematisiert.

Die Welt reagierte darauf wie auf alle großen Wahrheiten: erst mit Hohn, dann mit Ablehnung und schließlich mit Akzeptanz. Das Gespött zog sich nach Erscheinen des Artikels tagelang hin, ebte jedoch schneller ab, als Daniel erwartet hätte. Das Material, das er aufgezeichnet hatte, fing die ergreifende Stimmung jenes denkwürdigen Tages erstaunlich gut ein, und alle, die es zu Gesicht bekamen, konnten danach nicht mehr an eine Fälschung glauben. Diejenigen, die das Ganze für einen schlechten Scherz hielten, verloren zusehends an Boden. Als Eleanor Preston ihre Fähigkeiten unter Laborbedingungen demonstrierte, kam die Welt zu dem Schluss, dass das Phänomen der Wiederbelebung Wirklichkeit war.

Es folgten Wut und Angst. Viele betrachteten die Wiederbelebung als Teufelswerk, und auch Daniel blieb von dieser Empörung nicht verschont. Die Tatsache, dass er der Erste gewesen war, der darüber berichtet hatte, verlieh ihm eine gewisse Autorität, machte ihn aber auch zur Zielscheibe. Er erhielt Drohbriefe, -E-Mails und -anrufe; es war eine schwere Zeit. Eleanor erging es noch schlimmer, und Daniel verfolgte voller Mitgefühl, wie man sie an einen sicheren Ort brachte, nachdem ihr Haus einer Brandstiftung zum Opfer gefallen war.

Obwohl es ein Leichtes war, die Wiederbelebung zu verdammen, flaute der öffentliche Zorn bald ab. Was Daniels Meinung nach nicht zuletzt am versöhnlichen Ton seiner Artikel lag. Später konzentrierten sich andere Journalisten selbstverständlich auf die makabre Seite des Ganzen und schürten damit das Unbehagen der Öffentlichkeit. Daniel versuchte genau das Gegenteil. Das hier war etwas Neues, so hatte er schon in seinem ersten Artikel geschrieben. Etwas Neues, das sich zumindest in diesem einen Fall als segensreich herausgestellt hatte.

Und doch war er sich bewusst, dass der Hauptgrund für die abflauende Erregung der Öffentlichkeit ein einfacher und zutiefst menschlicher war. Die Wiederbelebung war der Beweis für eine Lebenskraft, die über den Tod hinaus wirkte. Die verschiedenen Religionen, die diesen Effekt bisher innerhalb ihrer Glaubenssysteme erklärt hatten, waren heilfroh, einen wissenschaftlich beobachtbaren Hinweis auf ein Leben nach dem Tod entdeckt zu haben.

Diejenigen, die die Wiederbelebung vehement ablehnten, waren in der Unterzahl. Die meisten wollten wissen, was sie zu bedeuten hatte.

Eleanor Preston weigerte sich, mit den Medien zu sprechen; Daniel bildete die einzige Ausnahme. Sie erlaubte ihm, ihre Biographie zu schreiben, und sie wollten sich die Einnahmen teilen. Sie plante, das Geld für eine gute Sache zu verwenden.

Die Regierung beauftragte einen Ermittlungsausschuss, der Eleanors Behauptungen überprüfen sollte. Sie war misstrauisch – schließlich hatte sie lediglich die Absicht, die wenigen verbliebenen Skeptiker von der Existenz der Wiederbelebung zu überzeugen, um danach das zu tun, was ihre eigentliche Berufung war: den Toten die Möglichkeit zu geben, sich von den Hinterbliebenen zu verabschieden, und den Angehörigen den Verlust zu erleichtern.

Sie erklärte sich nur unter bestimmten Bedingungen mit der Untersuchung einverstanden. Sie würde Wiederbelebungen lediglich für Trauernde abhalten. Die Regierungsbeamten mussten dem Rechnung tragen und sich zurückhaltend und respektvoll verhalten.

Sobald sich alle darauf geeinigt hatten, wurde die Revival Baseline Research Group ins Leben gerufen. Diese Organisation zur Erforschung des Wiederbelebungssphänomens wurde bald unter dem Namen Baseline bekannt. Interessierte Wissenschaftler gab es mehr als genug, und es flossen reichlich Mittel aus amerikanischen wie internationalen Förderböpfen sowie von privaten Sponsoren.

Kurz darauf wurde der endgültige Beweis erbracht, dass die Wiederbelebung kein Schwindel war.

Eleanor war stets davon überzeugt gewesen, dass auch andere ihre Fähigkeit besaßen. Und sie sollte recht behalten. Immer mehr Menschen meldeten sich, die sich entweder in den Beschreibungen von Eleanors Gefühlswelt wiedererkannten oder eine gewisse Kälte verspürten, wenn sie andere

Menschen berührten – ein Phänomen, das in der Gemeinschaft der Reviver bald als »Hauch« bekannt wurde. Um die Forschungen voranzutreiben, hielt Baseline Ausschau nach anderen Revivern, die Eleanors Vorbehalte nicht teilten. Und obwohl die meisten bei einer tatsächlichen Wiederbelebung versagten, gelang es einigen wenigen doch.

Eleanor kündigte Baseline die Zusammenarbeit auf. Drei Monate, nachdem die Öffentlichkeit von der Wiederbelebung erfahren hatte, widmete sich die erste Reviverin wieder ihrer eigentlichen Tätigkeit. Nach dem überwältigenden Erfolg von Daniels Buch gründete sie mit ihrem Anteil der Tantiemen den ersten privaten Wiederbelebungsdienst und rief so eine Branche ins Leben, die bald allgemein verfügbare, wenn auch kostspielige Versicherungsleistungen anbot.

In der Zwischenzeit wartete die Weltöffentlichkeit gespannt auf die Ergebnisse der Baseline-Studie. Wo waren die universellen Wahrheiten? Was lag der Wiederbelebung zugrunde? Warum tauchten die Reviver gerade jetzt auf? Was hatte das alles zu bedeuten?

Sie wurde enttäuscht.

Natürlich gab es gewisse Fortschritte.

So stellten Eleanors gelungene Wiederbelebungen kein Maß für die Erfolgsquote dar. Die Wiederbelebung einer Person, die eines natürlichen Todes gestorben war, war weit einfacher zu bewerkstelligen als die eines Menschen, der einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen war.

Außerdem wurde nicht einfach nur das Gehirn reaktiviert – schwere Schädelverletzungen erschwerten die Wiederbelebung, machten sie jedoch nicht unmöglich. Sobald die Wiederbelebung eingetreten war, konnten sich die Betroffenen ungeachtet der Schäden, die ihr Hirn davongetragen hatte, verständlich ausdrücken.

Erstaunlicherweise konnte man weder im Gehirn noch in den Muskeln, die die Lunge und Stimmbänder bewegten, elektrische Aktivität nachweisen. Die Ursache dieser Bewegungen blieb ein Rätsel.

Nach einem Jahr hatte Baseline zwölf Reviver in seinen Diensten und konzentrierte sich zunehmend auf die Funktionsweise einer erfolgreichen Wiederbelebung – wie man die Erfolgchancen vergrößerte, wie man die Dauer der Wiederbelebung verlängerte – und weniger darauf, was die Wiederbelebung eigentlich war.

Die Skeptiker schlossen sich nach und nach in einer Protestbewegung namens Afterlifers zusammen, großzügig finanziert von einem fragilen Bündnis aus verschiedensten religiösen Gruppierungen, die die Wiederbelebung als Leichenschändung und inakzeptable Störung der Totenruhe betrachteten. Doch so lautstark sie auch auftraten – ein Verbot der Wiederbelebung erreichten sie nicht. Die Protestaktionen der radikaleren Anhänger dieser Bewegung stießen auf das Unverständnis der Öffentlichkeit. Ihre Forderung nach einem Moratorium machte bald einer Diskussion darüber Platz, wie die Wiederbelebungsaktivitäten kontrolliert werden konnten, welche Rechte die Verstorbenen hatten und nach welchen Kriterien die Reviver erfasst werden und ihre Zulassung erhalten sollten.

Viele hielten Baseline deshalb für gescheitert. Trotz der steigenden Zahl von Revivern, die dieser Organisation angehörten – über hundert der geschätzten dreihundert Reviver weltweit –, kamen sie dem Geheimnis der Wiederbelebung keinen Schritt näher; es wurde kein Hinweis auf die Existenz einer wie auch immer gearteten Gottheit gefunden.

Baseline setzte seine Forschungen weitere fünf Jahre fort, bevor die Gruppe aufgelöst wurde. Die Fördermittel und

Sponsorengelder versiegten, als klar wurde, dass das Geheimnis nicht gelüftet werden konnte – inzwischen hatte man allgemein akzeptiert, dass die Wahrheit wohl nie ans Licht kommen würde. Viele Projekte wurden aufgegeben; die teilnehmenden Firmen zogen ihre Forschungsteams wieder ab. Nicht mehr die Suche nach ihrer Bedeutung, allein die praktische Anwendung der Wiederbelebung im forensischen und privaten Sektor schien profitversprechend.

Daniel, dessen Reichtum inzwischen seine kühnsten Träume überstieg, wagte einen Neuanfang. Er kaufte sich gemeinsam mit Robin sein Traumhaus und nahm einen neuen Roman in Angriff. Er bestand auf einem Pseudonym, da sich seine Kriminalromane aus eigener Kraft auf dem Markt behaupten sollten. Später – die forensische Wiederbelebung war inzwischen allgemein anerkannt – schrieb er unter seinem richtigen Namen eine Serie über reale Wiederbelebungsfälle, wobei er jeden Sensationalismus tunlichst vermied. Bei der unvermeidlichen Fernsehserie zu dieser Buchreihe fungierte er als ausführender Produzent, bis sich die Verantwortlichen für seinen Geschmack zu sehr von der Wahrheit entfernten.

Er war beschäftigt. Er war glücklich. Eine Zeit lang jedenfalls.

Er hörte ein Geräusch aus dem Flur – der Mann vor der Haustür rief seinen Namen –, gefolgt von einem weiteren ungeduldigen Klopfen. *Um Himmels willen, hinterlassen Sie mir eine Nachricht und gehen Sie*, dachte er und setzte sich wieder an den Küchentisch. Er fluchte leise, genervt von sich und seiner jährlich wiederkehrenden Eigenbrötlerei, von der er einfach nicht lassen konnte.

An der Wand zu seiner Linken hingen zwei gerahmte Fo-

tografien. Die größere zeigte ihn, Robin und eine fünfzehnjährige Annabel am Strand von Myrtle Beach. Er hatte die Kamera gefährlich nahe am Rand eines Felsbrockens aufgestellt und war zu seiner Familie zurückgelaufen, bevor sich der Selbstauslöser aktiviert hatte. Es war sein Lieblingsfamilienfoto. Auf allen drei Gesichtern lag ein ungezwungenes, warmes Lächeln. Die Aufnahme war zwei Jahre nach seinem ersten Gespräch mit Eleanor Preston entstanden. Damals war gerade sein zweiter Krimi erschienen und hatte positive Kritiken geerntet.

Das war nun zehn Jahre her und die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Vier Jahre später war Robin gestorben.

Er dachte daran, wie sie sich kennengelernt hatten, dachte an ihr Lächeln, als sie sich zum ersten Mal in die Augen gesehen hatten. Dachte an ihren sanften britischen Akzent, erworben durch eine Kindheit in Yorkshire im Norden und dann in Sussex im Süden Englands. Ein Akzent, den sie zeit ihres Lebens nicht abgelegt hatte.

»Du bist nach Amerika gekommen, um Englisch zu studieren? Warum denn das?«, hatte er sie gefragt. Sie war um die halbe Welt gereist, um einen Abschluss in Englischer Literatur zu machen. Seine Bemerkung war nicht abschätzig gemeint, doch das Lächeln verschwand.

Und da hatte er sich geschworen, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um es zurück auf ihr Gesicht zu zaubern.

Drei Jahre später heirateten sie. Es war eine gute Ehe – trotz der Geldprobleme und Daniels Frustration angesichts seiner bis dato nicht gerade beeindruckenden Karriere. Sie waren beide Einzelkinder. Ihre Eltern waren gestorben, und sie hatten nur wenige nahe Verwandte, was die Zuneigung füreinander nur noch vergrößerte. Als Annabel geboren wurde, war Daniel überglücklich, obwohl es eine weitere finan-

zielle Belastung darstellte. Andererseits war er auch ängstlich – das Pech, das ihn nicht mehr heimgesucht hatte, seit er seine Frau kennengelernt hatte, würde irgendwann erneut zuschlagen. Doch als er stattdessen ein reicher Mann wurde, hielt er sein Glück für vollkommen.

Dann erlitt Robin an einem Tag im April aus heiterem Himmel während der Arbeit einen Zusammenbruch. Als Daniel im Krankenhaus ankam, war sie bereits einer Gehirnblutung erlegen.

Das brach ihm das Herz, und bis heute hatte er sich nicht davon erholt. Sie war Teil seiner selbst gewesen, Teil seines Wesens, und jetzt war sie nicht mehr. Jetzt, sechs Jahre später, war seine Trauer um Robin noch so lähmend und schmerzhaft wie an dem Tag ihres Todes.

Nur Annabel hatte dafür gesorgt, dass er den Lebenswillen nicht verlor. Sie hatte gerade ihr erstes Semester an einer Universität in England angetreten, als Robin starb. Sofort kehrte sie in die Staaten zurück und fand ihren Vater am Boden zerstört vor, ein Wrack, das kaum in der Lage war zu sprechen. Robin hatte sich für den Fall ihres Todes eine private Wiederbelebung gewünscht, doch als es dann so weit war, brachte es Daniel nicht über sich. Annabel hielt die Wiederbelebung ohne seine Anwesenheit ab. Er erwartete nicht, dass Annabel ihm dies jemals verzeihen würde; er konnte sich schließlich selbst nicht verzeihen. In den folgenden Wochen suhlte er sich in seinem Selbsthass – gefangen in seiner Verzweiflung zog er sich immer weiter aus seinem Leben und von seiner eigenen Tochter zurück.

Robin war die Stärkere in ihrer Beziehung gewesen, und Annabel hatte diese Stärke geerbt. Obwohl er kaum redete und ständig wütend war, ließ Annabel ihr Studium fünf Mo-

nate lang ruhen, um bei ihm sein zu können. Als er sich endlich wieder berappelte, hatte sich ihre Beziehung verändert – sie hatte Schaden genommen, doch Annabel ließ nicht zu, dass sie gänzlich in die Brüche ging. Obwohl er jedes Jahr aufs Neue in tiefer Trauer versank.

Der Monat April würde Annabel immer an den Tod ihrer Mutter erinnern – aber es war auch die Zeit, in der sich das Gemüt ihres Vaters verdunkelte und er sich zurückzog. Er wusste, dass er es ihr mit diesem Verhalten nur noch schwerer machte. Nichtsdestotrotz fiel er jedes Jahr um diese Zeit in ein tiefes Loch, so sehr er auch dagegen ankämpfte. Er konnte nicht mehr arbeiten und fing zum Ärger seiner Tochter an, zu viel zu trinken. Und doch kehrte sie stets zu ihm zurück.

Bald würde sie erneut vor seiner Tür stehen, ermahnte sich Daniel. Er musste seine Trauerperiode einmal mehr beenden und Robins Erinnerung in Ehren halten, anstatt seiner Verzweiflung nachzugeben.

Eine Jahr für Jahr mühsam gewonnene Erkenntnis, nach der er sich jedoch wie neugeboren fühlte. Annabel – seine kleine Annie – würde bald hier sein, und er würde mit ihr zusammen lachen, sich mit ihr versöhnen und wieder glücklich sein.

Erneut klopfte es. Er sah auf die Uhr. Wer da auch immer vor der Tür stand, versuchte es nun schon seit zehn Minuten. *Keine Versteckspiele mehr*, dachte er und stand auf.

Fest entschlossen, der Welt ins Gesicht zu sehen, ging Daniel Harker zur Tür und öffnete sie.

Sein Leichnam wurde fünfundzwanzig Tage später gefunden.

KAPITEL 3

Das Ostküstenbüro des Forensic Revival Service war in einem unauffälligen dreistöckigen Geschäftsgebäude südlich von Richmond im Bundesstaat Virginia untergebracht. Für gewöhnlich spazierten die Passanten daran vorbei, ohne weder dem Gebäude noch der unauffälligen Firmenplakette mit der Aufschrift »FRS (Mittlere Ostküste)« darauf Beachtung zu schenken.

Doch sowohl die Bewohner des Viertels als auch diejenigen, die im Umkreis arbeiteten, wussten sehr wohl, was dort vor sich ging. Die Eröffnung der Filiale war von einem gewissen Unbehagen begleitet gewesen. Im ersten Jahr war das Gebäude bevorzugtes Ziel der Afterlifer-Proteste gewesen, bis das rapide Wachstum des Forensic Revival Service zur Gründung weit prestigeträchtigerer Filialen in anderen Teilen des Landes geführt hatte. Nun, nach sieben Jahren, konnte man mit Stolz auf eine sozusagen lange Tradition zurückblicken.

Es war acht Uhr fünfzehn an einem sonnigen Montagmorgen; ein weiterer heißer Tag stand bevor. Jonah Miller hielt seine Zugangskarte vor das Lesegerät am Haupteingang, durchquerte die menschenleere Lobby und nahm die Treppe zum Großraumbüro im ersten Stock. An einem gewöhnlichen Arbeitstag waren hier dreißig Reviver und zweiundzwanzig andere Angestellte beschäftigt. So früh am Morgen war erst eine Handvoll von ihnen anwesend. Er ging zu

seinem Schreibtisch, wobei er jedem, der ihn begrüßte, ein gezwungenes Lächeln schenkte.

Als er um sechs Uhr morgens aufgewacht war, hatte er sich wie erschlagen gefühlt und war sofort zur Arbeit gefahren, um sich um den Papierkram zu kümmern, der sich über Wochen auf seinem Schreibtisch angesammelt hatte. Er war todmüde. Nach einer weiteren Nacht voller unzusammenhängender Albträume fühlte sich sein Kopf an, als wäre er mit Kieselsteinen und Sand gefüllt.

Er startete aus dem Fenster neben seinem Schreibtisch. Sein Blick wanderte zum Himmel hinauf, und er gab sich seinen Tagträumen hin. Die Wolken zu beobachten war schon immer seine bevorzugte Methode gewesen, der Realität zu entfliehen – ein angenehmer, sich stets verändernder Anblick *ohne Menschen*. Die Augen wieder zu senken und jene Menschen von einem Ort zum anderen hasten zu sehen, weckte nur schlimme Gedanken – zum Beispiel daran, wer sie waren und was ihnen bevorstand. Am Ende wartete auf sie alle der Tod.

Diese Morbidität ließ ihn schmunzeln, obwohl sie in der Branche, in der er arbeitete, nicht weiter verwunderlich war. Bei den meisten Personen, die er wiederbelebt hatte, hatte sich der Tod an einem ganz normalen Tag angeschlichen und an ihre Tür geklopft. Auf dem Weg zur Bäckerei an der Ecke, wo sie sich ihr Mittagessen kaufen wollten; im Auto während der morgendlichen Rushhour. Früher oder später schlug jedem die Stunde. Wer würde um sie trauern? Eine Mutter? Ein Vater? Eine Ehefrau? Ein Kind?

Und dann dachte er unwillkürlich: *Wer würde um ihn trauern?* Seine Freunde, sicher, aber wirkliche Trauer – völlige Verzweiflung, wie er sie sowohl beobachtet als auch am eigenen Leib erlebt hatte – empfanden nur Familienmitglieder,

und eine Familie hatte er nicht mehr. Selbst mit seinem Stiefvater hatte er seit über acht Jahren nicht gesprochen.

Er versuchte, diese Gedanken aus seinem Kopf zu verscheuchen.

Alice Deckers Wiederbelebung hatte ihn so erschöpft, dass er selbst fünf Tage später kaum darüber hinweg war.

Man hatte ihm gesagt, dass es nur Einbildung gewesen war, doch so sehr er es auch versuchte, er konnte es nicht als Halluzination abtun. Das Ganze hatte ihn tief berührt und mit einer irrationalen Angst zurückgelassen – und dem Gefühl, beobachtet zu werden.

Eine Paranoia, die sich auch in seine Träume schlich. Die Albträume waren der reinste Horror gewesen. Alice Decker hatte mit hautlosem Gesicht in seinem Wohnzimmer gestanden und mit ihm gesprochen. Er hatte nichts verstanden, und – *Himmel!* – hatte er Angst gehabt. Bei Sonnenaufgang war er mit dem Gefühl aufgewacht, tagelang in diesem Traum gefangen gewesen zu sein.

Seitdem hatte ihn Alice Deckers höhnisch grinsendes Gesicht jede Nacht heimgesucht. Bis auf eine Ausnahme, als er vom Tod seiner Mutter geträumt hatte, tränenüberströmt in der Dunkelheit zu sich gekommen war und keinen Schlaf mehr hatte finden können.

Umso schlimmer war es, dass er sich niemandem, der bei Alice Deckers Wiederbelebung vor Ort gewesen war, anvertrauen wollte.

Er war vom Tatort verschwunden, ohne ein weiteres Wort mit den zuständigen Polizeibeamten oder mit J.J. Metah, dem diensthabenden FRS-Techniker, zu wechseln. Nur der Cop, der vor Alice Deckers Büro Wache stand, hatte ihn leichenblass davoneilen sehen.

Am nächsten Tag – einem Donnerstag – hatte Jonah J.J. aufgesucht in der Hoffnung, dass der Techniker wenigstens einen Teil dieses Vorfalls aufgezeichnet hatte.

»Hast du noch irgendwas mitbekommen, nachdem du die Kameras ausgeschaltet hast?«, fragte er so beiläufig wie möglich, während ihm das Herz bis zum Hals klopfte.

»Nein«, sagte J.J. »Wie auch? Die Liveübertragung war zu Ende. Ich hab das Material zur Übergabe an die Polizei vorbereitet. Wo bist du überhaupt so schnell hin? Als ich fertig war, warst du schon weg.«

»Ich ... mir war nicht so gut«, sagte er und zwang sich zu einem Lächeln. »Ich musste an die frische Luft.«

Eigentlich hatte er zuerst mit Never Geary sprechen wollen, doch der war momentan auf einer Tagung in Vancouver und würde vor Dienstag nicht zurück sein.

Jonah hatte ihn am Nachmittag angerufen – entgegen seiner Vorsätze, seinen Freund nicht damit zu belasten. Trotzdem hatte er sich gefreut, Nevers vertrauten irischen Akzent zu hören.

Jonah erzählte ihm alles, was vorgefallen war.

»Sie werden behaupten, dass du überarbeitet bist«, stellte Never fest. Jonah hörte Stimmen im Hintergrund und vermutete, dass Never noch auf der Tagung war – bis in der Nähe Gläser klirrten.

»Bist du gerade in einer Bar?« Obwohl Never nicht sofort antwortete, hätte Jonah schwören können, sein Grinsen durch die Leitung zu *hören*.

»Schon möglich. Ich bin für heute fertig und treffe mich noch mit ein paar Leuten. Und lenk nicht ab – du *bist* überarbeitet. Das weißt du ganz genau.«

Jonah zögerte. Am liebsten hätte er Never zugestimmt und die ganze Sache vergessen, doch dafür waren die Zweifel, die

an ihm nagten, zu stark. Er musste sie mit jemandem teilen.
»Das ist ja der springende Punkt. Ich weiß es nicht.«

»Was sollte das sonst gewesen sein?«

Jonah wusste, dass es eine rhetorische Frage war, dachte jedoch trotzdem darüber nach. »Ich verdiene meinen Lebensunterhalt damit, dass ich mit den *Toten* rede, Never. Da gibt's viele Dinge, die wir noch nicht wissen.«

»Frag doch mal Jennifer.« Jennifer Early war die Psychologin des FRS. Eine vielbeschäftigte Frau.

»Ich will keine große Sache draus machen.«

»Rede mit ihr, Jonah. Versprich mir das.«

Jonah versprach es ihm.

Um neun Uhr war das Büro von hektischer Betriebsamkeit erfüllt. Wie an jedem Montag berichteten diejenigen, die am Wochenende Bereitschaftsdienst gehabt hatten, von den Wiederbelebungen, die sie durchgeführt hatten. Jonah hörte nur mit halbem Ohr zu. Wenn es etwas Wichtiges gab, würde er es beim Meeting um halb zehn von Sam Deering erfahren. In der Zwischenzeit schaffte er es, sich so weit auf den Papierkram zu konzentrieren, um die Stapel wenigstens ein bisschen schrumpfen zu lassen. Der Tratsch konnte warten.

»Morgen, Jonah.« Jonah sah auf und einem grinsenden Sam ins Gesicht. Als sie sich vor zwölf Jahren kennengelernt hatten, war Jonah ein verängstigter Vierzehnjähriger gewesen, und die Welt hatte erst sechs Monate zuvor von Eleanor Prestons Fähigkeiten erfahren. Sam war damals zweiundfünfzig gewesen, hatte aber viel jünger ausgesehen und vor Energie förmlich gesprüht. Diese Energie hatte er bis heute nicht verloren. Immerhin hatte der Zahn der Zeit nicht vor seinem Haupthaar haltgemacht.

Jonah grinste zurück. »Hey, Sam.«

»Wie geht's?« Sam wirkte ernst und besorgt, und die Frage war mehr als bloße Höflichkeit. Nachdem er mit Never telefoniert hatte, war Jonah schließlich zu Sam gegangen und hatte ihm alles erzählt. Sam hatte ihn sofort zur Psychologin geschickt; trotzdem spürte Jonah seine Enttäuschung und kannte auch den Grund dafür. Sie kannten sich seit einer Ewigkeit – seit Jonahs Mutter gestorben war und er unter traumatischen Umständen herausfinden musste, dass er ein Reviver war. Sam und Jonah waren gute Freunde, und doch hatte es vierundzwanzig Stunden und Nevers gutes Zureden gebraucht, bis sich Jonah ihm anvertraut hatte.

»Viel besser«, log Jonah, konnte aber nicht einschätzen, ob Sam ihm das auch abkaufte.

»Prima. Ich habe mich heute Morgen mit Jennifer unterhalten. Kommst du später mal in mein Büro?«

»Na klar«, sagte Jonah und lächelte, obwohl ihm nicht im Geringsten danach zumute war. Natürlich würden sie ihn für eine gewisse Zeit beurlauben. Eine Pause, damit er sich sammeln und neue Kraft schöpfen konnte – wieder mal.

Schon vor zwei Jahren hatte Jonah mit einem Burnout gekämpft. Die Überarbeitung hatte zu Stimmungsschwankungen und einem selbstzerstörerischen Verhalten geführt, das in einem Nervenzusammenbruch nach einer ziemlich heiklen Wiederbelebung gegipfelt hatte. Daraufhin hatte er zwei Monate pausiert – eine schwierige, fast schmerzhaft Erfahrung.

Wiederbelebungen waren Jonahs einziges Talent, und er hatte sich ihnen mit Haut und Haar verschrieben. Die Wiederbelebungen waren nicht nur sein Job. Sie waren *sein Leben*.

Um kurz nach halb zehn versammelte er sich mit den anderen vor Sams Büro. Sam stand in der Tür, hob die Hand und wartete, bis die Gespräche verstummt waren.

»Guten Morgen zusammen. Was für ein schöner Tag heute, und ein ruhiger dazu. Erst mal: Die Tagung in Vancouver war ein voller Erfolg. Glückwunsch an alle, die einen Vortrag gehalten haben. Wie ich sehe, sind die meisten schon zurück. Hoffentlich ist euer Kater einigermaßen erträglich.« Vereinzelt erhob sich Gelächter. Jonah sah, dass Pru Dryden verlegen lächelte und reumütig den Kopf schüttelte.

»Die meisten Vorträge wurden aufgezeichnet und sollten in den nächsten Tagen im Intranet zu finden sein«, fuhr Sam fort. »Never kommt wohl erst morgen ...?« Er sah zu Jonah hinüber, der nickte. »Er wird euch sofort den Link schicken. Wie immer war am Wochenende viel los. Das Nordostbüro ist unterbesetzt, möglicherweise müssen wir aushelfen. An alle, die diese Woche Gerichtstermine haben: Versucht sie nach Möglichkeit zu verschieben. Wir können es uns nicht leisten, dass unsere Leute ständig im Zeugenstand rumhängen, wenn es dringendere Sachen zu tun gibt. Wir brauchen jeden, den wir irgendwie entbehren können. Und wie immer: Viel Glück.« Sams Blick wanderte zu Jonah hinüber. Er sah ihn fragend an und deutete mit dem Kopf in Richtung Bürotür.

Jonah nickte. Besser, sie brachten es so schnell wie möglich hinter sich. Er kämpfte sich durch den Strom der Menge, die wieder an ihre Schreibtische zurückkehrte. Gerade als er mit Sam reden wollte, kam ihm Hugo Adler, Sams Stellvertreter, zuvor und bombardierte seinen Vorgesetzten mit Budgetfragen.

»Geh schon mal vor, Jonah«, sagte Sam resigniert. »Ich komme in ein paar Minuten nach.«

Jonah setzte sich. Während er wartete, sah er sich in Sams Büro um. An den Wänden hingen Fotos, die Sams Karriere beim FRS dokumentierten. Jonah begriff, dass es damit bald vorbei war; Sam ging in zwei Wochen in den Ruhestand.

Er konnte sich das FRS ohne Sam Deering nicht vorstellen. Sam hatte die forensische Wiederbelebung sozusagen erfunden. Als die Wiederbelebung entdeckt worden war, hatte er für das rechtsmedizinische Labor des FBI in Quantico gearbeitet. Er war zu Baseline beordert worden – ursprünglich, um die dort eingesetzten Methoden zu beobachten und zu beurteilen. Kurze Zeit später hatte er das Potenzial erkannt und eine Gruppe von Wissenschaftlern um sich geschart, deren Herangehensweise sich von allen anderen deutlich unterschied. Anstatt die tiefere Bedeutung des Wiederbelebungs-Phänomens zu erkunden, hatten sie sich auf praktischere Dinge konzentriert.

Und wo die anderen Forschungsteams kaum vorankamen, machte Sam gewaltige Fortschritte, was die forensische Nutzung der Wiederbelebung anbelangte.

Durch lange harte Arbeit konnten zwei wichtige Ergebnisse gewonnen werden: eine wiederbelebte Person wusste nicht mehr oder weniger als zu Lebzeiten; außerdem hatten die Reviver ein deutliches Gespür für den emotionalen Zustand des Wiederbelebten. Sie konnten genau feststellen, ob die Person die Wahrheit sagte, log oder den Fragen auswich. Diese Tatsache war für die Entwicklung der forensischen Wiederbelebung von höchster Wichtigkeit.

Dass ein Opfer den Namen seines Mörders nicht nur laut aussprechen konnte, sondern die Wahrhaftigkeit dieser Information völlig außer Zweifel stand, stellte alle bisher dagesewenen Ermittlungsmethoden in den Schatten.

Obwohl es eine gewisse Zeit dauerte, bis durch Wieder-

belebungen gewonnene Beweise allgemein akzeptiert wurden, verfolgten Sam und sein Team beharrlich ihr Ziel. Und ihre Arbeit zahlte sich letztendlich aus. Die Zahl der Reviver wuchs ständig, und damit auch die Realisierbarkeit von Sams ursprünglichem Vorhaben: die forensische Wiederbelebung als gängige Ermittlungspraxis zu etablieren.

Die erste kriminologische Untersuchung mithilfe dieser Technik war ein einfacher Mordfall. Das Opfer – das durch einen Stich ins Herz ums Leben gekommen war – gab schnell die Identität seines Mörders preis. Als dieser daraufhin mit den Videoaufnahmen des Leichnams konfrontiert wurde, der ihn sozusagen aus dem Grab heraus anklagte, gestand er sofort. Die Resonanz war gewaltig, die Medien forderten einen flächendeckenden Einsatz dieser Methode, und die Öffentlichkeit schien damit einverstanden.

Sam wurde beauftragt, in Quantico versuchsweise eine kleine Gruppe von Revivern zu diesem Zweck aufzustellen. Sam bezog zusammen mit fünf wissenschaftlichen Mitarbeitern, vier Technikern und den sechs besten Revivern, die er aus verschiedenen Baseline-Forschungsgruppen abwerben konnte, ein winziges Bürogebäude.

Nicht wenige rechneten damit, dass dieses Versuchsprojekt scheitern würde. Die Kriminellen würden dazulernen, behaupteten sie. Eine Wiederbelebung war nur möglich, wenn der Leichnam einigermaßen unversehrt war. Sie fürchteten, dass Enthauptungen bald an der Tagesordnung sein würden.

Diese Bedenkenträger hatten eines nicht verstanden: Der wahre Nutzen der Wiederbelebung lag nicht in der Überführung von Berufskriminellen. Diese Gruppe würde selbstverständlich Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, aber das hatte sie schon immer getan. Selbst vor den forensischen Wiederbe-

lebungen war den am schwierigsten aufzuklärenden Mordfällen eines gemeinsam: die Leichen wurden niemals gefunden.

Die Wiederbelebung konnte am besten in jenen Fällen eingesetzt werden, in denen der Mord kaum oder gar nicht geplant oder schlampig ausgeführt wurde. Wenn die Tat in aller Eile oder im Affekt begangen wurde, ungeschickt, schludrig oder allzu selbstsicher. Und dies traf auf die meisten Morde zu.

Natürlich versuchten mehrere Amateurkiller ihr Möglichstes, eine Wiederbelebung zu verhindern. Doch selbst wenn ihnen das gelang, sorgten die Komplikationen, die mit ihren oft grausigen Bemühungen einhergingen, für ihre Verhaftung.

Die Öffentlichkeit im Allgemeinen hatte kaum eine Vorstellung davon, was die Reviver tatsächlich leisten konnten. Immer mehr reißerische Romane und Fernsehserien opferten die Wahrheit zugunsten der Spannung, wie es auch bereits bei anderen forensischen Praktiken geschehen war. Das Resultat war, dass sich die öffentliche Meinung in zwei unversöhnliche Lager spaltete: man glaubte entweder, dass selbst die kleinste Verletzung des Leichnams eine Wiederbelebung verhinderte, oder dass selbst beträchtliche Verstümmelungen oder eine weit fortgeschrittene Verwesung sie nicht aufhalten konnte.

Das Versuchsprojekt jedenfalls war ein voller Erfolg. Sams Team wurde an ihre gegenwärtige Operationsbasis in Richmond verlegt – der Forensic Revival Service war geboren. Schon bald wurden Mordopfer aus dem ganzen Land zu ihnen gebracht, obwohl der Transport eines Leichnams die Wiederbelebungschancen um etwa 20 bis 30 Prozent verringerte.

Während Baseline seine Arbeit einstellte und schließlich aufgelöst wurde, wuchs der FRS in ungeahntem Tempo. Aus einem Büro wurden allein in den USA fünf. Aus fünf zwölf. Die Geschäftsleitung wurde in das weitaus größere Nordostbüro in Chicago verlegt. Sam Deering hatte kein Problem damit, seine hervorragende Arbeit in aller Ruhe im sogenannten Ostküstenbüro des FRS fortzusetzen.

»Tut mir leid, Jonah«, sagte Sam hinter seinem Rücken.

Jonah drehte sich um und lächelte Sam nervös an. »Probleme?«

»Budgetfragen. Die werde ich bestimmt nicht vermissen, wenn ich hier aufhöre.« Er setzte sich an seinen Schreibtisch, tippte auf der Tastatur herum, starrte auf den Monitor und holte schließlich seine Lesebrille heraus. »Jennifer hat gestern Abend ihren Bericht geschickt und ihn heute Morgen mit mir durchgesprochen. Bevor wir darüber reden, will ich dir zu dem Decker-Fall gratulieren. Das war eine harte Nuss, und ich hoffe, du weißt deine Leistung auch zu schätzen. Hast du nochmal was davon gehört?«

»Nur das, was in den Nachrichten kam«, sagte Jonah. »Sie haben nicht viel rausgelassen. Anscheinend wurde jemand festgenommen. Wahrscheinlich Roach. Seitdem herrscht Funkstille.«

»Ich hab mich umgehört – offenbar wollen sie in den nächsten Tagen ein paar weitere Infos bekannt geben, aber ich finde, dass du auch den Rest wissen solltest. Roach ist Bodybuilder, er betreibt seit Jahren Steroidmissbrauch. Das Zeug hat zu psychotischen Episoden geführt. Er hatte sie unter Kontrolle, bis ihn seine Frau verlassen und seinen kleinen Sohn mitgenommen hat. Er hatte das Sorgerecht an dem Jungen verloren. Alice Decker gehörte zu dem Beurteilungsgremium, das Roach für die Entscheidung verantwortlich

gemacht hat. Als hätte er jemals auch nur den Hauch einer Chance auf das Sorgerecht gehabt. Ihre Beurteilung war verheerend. Roach knallte wieder durch und war auf Rache aus. Zwanzig Minuten, nachdem du seinen Namen aus ihr rausgekitzelt hast, stand die Polizei vor seiner Tür.«

»Er war zu Hause?«

»Nein.«

»War er hinter den anderen Gremiumsmitgliedern her?«

»Nein. Decker war aus dieser Gruppe sein erstes und einziges Opfer. Außerdem die einzige Frau, was kein Zufall gewesen sein dürfte. Sie haben ihn bei seiner Exfrau erwischt.«

Jonahs Miene verdüsterte sich. Ihm schwante nichts Gutes. »Scheiße.«

Sam bemerkte Jonahs Besorgnis. »Keine Angst, ihr ist nichts passiert. Sie war nicht zu Hause und kam erst eine Stunde später, nachdem die Beamten eintrafen. Roach ist durch die Hintertür eingedrungen und saß in ihrem Haus. Als sie ihn verhafteten, hatte er genug Pillen bei sich, um einen Elefanten zu töten. Das war kein Anstandsbesuch.«

Jonah schwieg.

»Du kannst stolz auf dich sein, Jonah. Die Erfolgchance für Decker lag bei etwa zehn Prozent. Selbst für dich ist das ziemlich eindrucksvoll.«

Jonah nickte halbherzig. Ein erfreuliches Ergebnis, doch er erwartete nichts anderes von sich. Er war einer der besten Reviver des Landes, besonders was schwierige Fälle anging, obwohl andere in bestimmten Bereichen weitaus fähiger waren: sie hatten ein angeborenes Gespür dafür, die richtigen Fragen zu stellen, die nötige Beharrlichkeit, um alle wichtigen Antworten zu erhalten oder machten vor Gericht eine bessere Figur. Er stellte immer dann die erste Wahl dar,

wenn die Umstände eine erfolgreiche Wiederbelebung mehr als unwahrscheinlich machten oder ein anderer Reviver bereits gescheitert war. Gerade machte er sich jedoch in erster Linie über das Ergebnis von Jennifers Bericht Sorgen. »Okay, Sam. Wollen wir's hinter uns bringen?«

Sam seufzte. »Also gut. Jennifer bezweifelt, dass du das alles richtig verarbeiten kannst. Und ich teile diese Bedenken.«

Jonah wurde unruhig. »Sie hat behauptet, dass ich halluziniert hätte.«

»Hast du auch, Jonah. *Natürlich* hast du halluziniert. Das alles hast du doch schon einmal durchgemacht. Ich weiß nicht, wieso du dich dagegen sperrst ...«

»Das war nicht dasselbe«, unterbrach Jonah. »Ich war bei klarem Verstand. Ich war weder bewusstlos noch hatte ich einen Blackout. Es ist wirklich passiert.«

»Jennifer hat gesagt, dass du seit der Wiederbelebung Schlafprobleme hast. Außerdem hast du angegeben, dass du dich beobachtet fühlst.«

»Ich habe nicht halluziniert«, beharrte Jonah. »Die Kameras waren abgeschaltet. Ich hab mir das nicht eingebildet. Ich habe mir *nichts davon* eingebildet.«

»Sonst hat aber niemand etwas gesehen.«

»Die Aufnahme wurde angehalten. Also gibt es auch kein Videomaterial.«

Sam überflog noch einmal Jennifers Bericht. »Nach dieser Sache von vor zwei Jahren haben wir dein Arbeitspensum reduziert, aber offenbar hat es sich im Laufe der Zeit wieder erhöht. Du hast in den letzten vier Monaten mehr Fälle bearbeitet, als es unsere Vorschriften erlauben. Du hast zu lange zu viel gearbeitet, ganz einfach. Du bist übermüdet, überarbeitet, und deine Burnout-Symptome sind nicht